

Einen neuen Abbruch wagen? Katholiken zwischen Pessimismus und Papst-Euphorie

Referat von NRZ-Redakteur Thomas Rünker beim Jahresempfang der
Katholischen Stadtkirche in Duisburg am 22. Mai 2013

Sehr geehrte Damen und Herren,

na, was haben Sie beim Titel des heutigen Abends gedacht? „Einen neuen Abbruch wagen“... Und dann soll Ihnen auch noch ein Wirtschaftsredakteur etwas über die katholische Kirche erzählen? Lassen Sie sich überraschen...

Keine Sorge, das leidige Thema Kirchenschließungen werde ich heute nur am Rande streifen, auch wenn es dazu – etwa mit Blick auf den Duisburger Norden – ja durchaus einziges zu diskutieren gäbe. Aber als mich Stadtdechant Pfarrer Lücking und der Vorsitzende des Stadtkatholikenrats, Herr Tings, im Januar fragten, ob ich beim Jahresempfang der katholischen Kirche in Duisburg einmal aus journalistischer Perspektive etwas über die Lage der größten christlichen Glaubensgemeinschaft erzählen könnte, war klar, dass es heute Abend mehr um die großen Linien als um einzelne Kirchturm-Streitereien gehen soll.

Und doch kam mir das Motto gerade recht. Dabei stammt es nicht einmal aus meiner Feder, sondern ist die ziemlich ernüchterte Analyse eines engagierten katholischen Laien vom Anfang dieses Jahres. Vor einem Jahr beim Katholikentag in Mannheim war ja noch die Parole vom Aufbruch in der katholischen Kirche ausgegeben worden – ein Aufbruch vor allem nach der massiven Verunsicherung durch den Anfang 2010 aufgedeckten Skandal um den sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch Priester und andere Mitarbeiter in katholischen Einrichtungen. Bei allem Drang zur weiteren Aufklärung dieses Skandals forderte vor allem die katholische Basis in Mannheim, sich wieder mehr um die christlichen Inhalte als um die Institution Kirche zu kümmern.

Doch diese Institution stand schon Anfang dieses Jahres wieder im Rampenlicht der Kritik – und zwar einer durchaus berechtigten: So hatte die Deutsche Bischofskonferenz im Januar dem renommierten Kriminologen Christian Pfeiffer die Zusammenarbeit bei der Aufarbeitung des Missbrauchsskandals aufgekündigt. Dafür hatten die Bischöfe durchaus relevante Gründe. Doch weil man dem Medienprofi Pfeiffer zu lange das Feld überließ und die Öffentlichkeit der Kirche nach dem Missbrauchsskandal ohnehin alle möglichen Dinge zutraut, wurde sie einmal mehr als Vertuscherin gebrandmarkt – und hat seitdem große Mühe dieses Bild wieder zu korrigieren. Und dann kam wenige Tage später heraus, dass zwei katholische Kliniken in Köln ein mögliches Vergewaltigungsopfer abgewiesen hatten – aus Sorge, mit der Frau über die Pille danach sprechen zu müssen. Erst Tage später korrigierte sich Kölns Kardinal Meisner und gab zu, dass dieses Präparat nach der Extremsituation einer Vergewaltigung durchaus auch mit der katholischen Lehre vereinbar sei – doch bis dahin standen die

Katholiken einmal mehr als Buhmann der Nation da, die Dogmen höher halten als die von ihnen selbst gepredigte Barmherzigkeit.

So kam dann die wahlweise zynisch oder realistisch zu verstehende Frage nach dem Abbruch zustande, an dem die katholische Amtskirche in Deutschland wohl deutlich mehr Interesse habe als am Aufbruch.

Doch seitdem hat sich in der katholischen Kirche ja schon wieder einiges getan – und vielleicht auch zum Besseren entwickelt. Deshalb möchte ich nach diesem Prolog versuchen, Ihnen einen halbwegs strukturierten Überblick über die Situation der katholischen Kirche zu geben, wie sie sich mir im Moment darstellt. Dabei werde ich Ihnen keine allumfassende Analyse bieten – da hätten Sie sich jemand anderes einladen und wohl ein paar Wochen Zeit mitbringen müssen...: Ich bin Journalist bei einer Regionalzeitung, bin im Ruhrbistum gut katholisch sozialisiert worden und beschäftige mich deshalb neben meinem eigentlichen Fachgebiet Wirtschaft auch ziemlich oft mit Themen aus dem Umfeld der Kirchen. Einen vollkommenen Heilsplan für das Wohl und Wehe der 2000 Jahre alte Glaubensgemeinschaft dürfen sie von mir deshalb nicht erwarten – aber hier und dort den Finger in die größten Wunden der katholischen Kirche zu legen, das sehe ich schon als meine Aufgabe an.

Nähern wir uns dem Ganzen doch der Einfachheit halber einmal vom Großen zum Kleinen – von der Zentrale im Vatikan und der Weltkirche mit ihren rund 1,2 Milliarden Mitgliedern über die Deutsche Bischofskonferenz bis hin zur Situation der Katholiken hier an Rhein und Ruhr.

Der neue Papst

Wenn ich eingangs angedeutet habe, dass sich seit dem Jahresbeginn in der katholischen Kirche einiges zum Besseren gewendet hat, dann spielt der Wechsel an der Spitze des Vatikans hier sicherlich die Hauptrolle. Mit dieser Einschätzung will ich die Leistungen Josef Ratzingers und die historische Bedeutung des Pontifikats Benedikt XVI. gar nicht abqualifizieren – doch seit seinem Rücktritt und der Wahl Jorge Bergoglios zu seinem Nachfolger weht ein anderer Wind in und aus Rom.

Schauen wir noch einmal einen Moment lang auf den ersten deutschen Papst seit dem Mittelalter. Was bleibt nach fast acht Jahren Pontifikat? Sicherlich der Eindruck, dass er als einen der Grundzüge des Papstamtes die Sicherstellung der Einheit der Kirche sah. Wohl vor allem deshalb hat er versucht, die ultrakonservative Pius-Bruderschaft wieder zurück in den Schoß der Kirche zu holen. Und er hat die Möglichkeiten, die Heilige Messe nach dem Ritus zu feiern, der vor dem Konzil galt, erweitert oder etwa die umstrittene Karfreitagsfürbitte für die Bekehrung der Juden wieder zugelassen, um traditionalistische Kreise wieder stärker anzusprechen und so möglicherweise vor einer Abspaltung zu bewahren. Problematisch bei dieser Strategie war jedoch, dass er nicht auch an anderen Flügeln der Weltkirche die gleiche Energie aufgewandt hat, um die Einheit der weltumspannenden Glaubensgemeinschaft zu bewahren. So ist gerade im

von der umstrittenen Befreiungstheologie geprägten Lateinamerika ein spürbares Aufatmen zu vernehmen – nicht erst seit der Wahl eines Argentiniers zum Papst, sondern schon seit Benedikts Rücktritt.

Große Texte Benedikts sind bislang nur unzureichend diskutiert worden – vielleicht, weil der hochintellektuelle Professor fast ausschließlich auf das Wort gesetzt hat. Bei seinem Nachfolger Franziskus sehen wir gerade, wie er mit passenden Gesten seinen bislang deutlich schlichteren Aussagen viel mehr Aufmerksamkeit verleiht. Aber mancher Text braucht eben auch seine Zeit. Benedikts Sozialzyklika „Caritas in Veritate“ wäre mit ihrer Vision einer Weltregierung auf der Suche nach einer Stärkung der UNO auf jeden Fall eine eingehendere Betrachtung wert.

Klar ist: So sehr Benedikt XVI. ein brillanter Theologe war, so wenig war er ein Organisator und Manager. Dass nach dem vatikanischen Fauxpas, mit dem Pius-Bruder Williamson einen erklärten Holocaust-Leugner zu begnadigen, in der Kurie nicht die entsprechenden Köpfe gerollt sind, zeugt nicht gerade von Benedikts Führungsstärke. Gleiches wurde rund um die Vatileaks-Affäre deutlich. Zwar hatte Benedikt als einer der ersten versucht, die Strukturen in der immer wieder von Gerüchten umwitterten Vatikanbank IOR zu lichten und internationalen Standards anzupassen. Dennoch konnte sich die „Vatileaks-Affäre“ derart ausweiten – und lässt bis heute viele Fragen offen. Letztlich muss man sich dabei aber natürlich auch fragen, was man von einem Priester erwarten darf, der Theologie-Professor und Bischof geworden ist, in die Kurie wechselt und dann im hohen Alter plötzlich zum Chef von mehr als einer Milliarde Katholiken wird.

Hierzulande dürften vor allem Benedikts Besuche in seinem Heimatland nachhallen – der beim Weltjugendtag 2005, der 2006 in seiner bayerischen Heimat sowie die Reise, die ihn 2011 nach Berlin, Thüringen und Freiburg führte. Vielleicht erfährt seine viel zitierte (und doch wohl von kaum einem so richtig verstandene) Forderung nach einer „Entweltlichung der Kirche“ aus seiner Freiburger Rede unter seinem Nachfolger ja noch einmal eine ganz neue Bedeutung.

Unterm Strich wird der deutsche Papst trotz aller Verdienste jedoch wohl noch eine ganze Zeit lang vor allem wegen seines historischen Rücktritts im Gedächtnis bleiben. So hat sich der so oft – und eher selten zu Unrecht – als erzkonservativ gescholtene Papst ausgerechnet mit seiner letzten Amtshandlung als äußerst modern gezeigt. Und er hat aller Welt eine Klugheit offenbart, die er bis dahin durch seine Schriften vor allem Intellektuellen und Theologen offenbart hatte.

Welchen Dienst Benedikt XVI. durch seinen Rücktritt dem Papstamt erwiesen hat, wird man indes wohl erst in einigen hundert Jahren bewerten können. Aktuell hat er zumindest den Weg für seinen allseits umjubelten Nachfolger Franziskus freigemacht (wenngleich natürlich auch Benedikt den Ausgang des Konklaves natürlich kaum erahnen konnte).

Meine Damen und Herren, wenn ich vom „allseits umjubelten Franziskus“ spreche, dann will ich damit auch meine Verwunderung und mein Staunen zum Ausdruck bringen. Was haben wir, wie alle anderen Medien auch, uns die Finger wund geschrieben, haben spekuliert und interpretiert – und dann wählen die Kardinäle in Rom nicht nur einen Papst, den praktisch niemand auf der Liste hatte, sondern auch einen, der durch seine ersten Gesten und Worte selbst kirchenkritische Geister erst einmal verstummen und abwarten lässt, und viele andere rund um den Globus geradezu in seinen Bann zieht.

Erinnern wir uns noch einmal an den Anfang. Da überrascht der Argentinier Jorge Bergoglio nicht nur mit der Wahl seines Namens Franziskus, sondern auch mit sehr menschlichen – und doch für einen Papst gleichsam salopp wirkenden – Formulierungen wie „Gute Nacht“ oder „Einen schönen Sonntag noch – und guten Appetit“. Er bittet die Gläubigen mehrfach darum für ihn zu beten, fährt lieber mit dem Bus als mit der Limousine und bezahlt auch seine letzte Hotelrechnung noch selbst. Das sorgt nicht nur in der Welt für Aufsehen, sondern natürlich auch im Vatikan. Von dort ist zum Beispiel überliefert, wie er einen Wachsoldaten der Schweizer Garde vermutlich in höchste Gewissensnöte brachte, weil er sich mit dem jungen Mann nicht nur unterhalten, sondern ihm auch noch einen Stuhl geholt hat – er müsse doch nicht immer stehen...

Mehr durch Gesten als durch Worte habe der neue Papst bislang gewirkt, bilanzierte jüngst der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch. Das ist sicher richtig. Und doch hat Franziskus auch in den ersten knapp zweieinhalb Monaten seiner Amtszeit auch schon durchaus wegweisendes gesagt. Die Kirche sei „aufgerufen, aus sich selbst heraus und an die Ränder zu gehen“, hat er seinen Mit-Kardinälen bereits zu Beginn des Konklaves mit auf den Weg gegeben und betonte, damit nicht nur „die geografischen Ränder“ zu meinen, sondern auch „die Grenzen der menschlichen Existenz“. Eine Kirche, die das nicht tue, kreise „um sich selbst“ und werde krank, sagte er in der kurzen Ansprache. Und als er am Gründonnerstag jungen Strafgefangenen die Füße wusch, ergänzte er diese Ausführungen gewissermaßen mit der Feststellung, dass die Priester als Hirten der Gemeinde auch „den Geruch der Schafe“ annehmen müssten.

Noch sitzt Franziskus nicht einmal 100 Tage auf dem Stuhl Petri – und man darf gespannt sein, ob, wann und wie er wirklich neue Akzente setzt. Eine erste große Gelegenheit dafür dürfte seine erste Auslandsreise im Juli zum Weltjugendtag sein, der diesmal in Rio de Janeiro stattfindet.

Spannend aus deutscher Sicht ist natürlich die Frage, welchen Einfluss die deutschen Bischöfe nun auf Papst Franziskus haben. Schließlich gab es zu seinem Vorgänger enge, oft auch persönliche Verbindungen. Zudem kannte Benedikt die Situation in Deutschland sehr gut. Erzbischof Zollitsch nennt es nun ein „objektiveres Verhältnis“ zum Papst – und diese Beschreibung dürfte es ganz gut treffen. Schließlich hatten zuvor einige Bischöfe ihr gutes Verhältnis gewissermaßen für inhaltliche Extratouren genutzt, vorbei an den Kollegen in der Bischofskonferenz. Damit dürfte es nun vorbei sein und

alles den geordneten Dienstweg der Kirchenhierarchie gehen. Unbedeutend wird die deutsche Kirche damit im Vatikan aber wohl kaum – schon weil sie ein großer Financier der Weltkirche ist. Zudem hat der Papst immerhin den Kardinal von München und Freising, Erzbischof Marx, in sein achtköpfiges Beratergremium gewählt, das Vorschläge für eine Reform der Kurie vorlegen soll. Und Interesse an seiner früheren Studienheimat Deutschland hat Papst Franziskus mit ausgesprochen frühen Privataudienzen für den EKD-Ratsvorsitzenden Nikolaus Schneider und Bundeskanzlerin Angela Merkel bewiesen.

Dennoch ist klar: Mit Franziskus ist die Kirche weniger Europa-zentriert als sie es unter den italienischen Päpsten, aber auch noch unter Johannes-Paul II und Benedikt XVI. war. „Sie ist jetzt wirklich Weltkirche“, sagt der deutsche Bischof Gebhard Fürst. Darauf hoffen gerade die Katholiken in Lateinamerika. Ich war unlängst mit einer Gruppe des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat in Brasilien – und dort ist die Freude über den Papst genau so groß wie die Summe der Erwartungen an ihn. Und zwar nicht nur an der katholischen Basis, sondern gerade auch unter Bischöfen. Dass der Papst das über Jahre gestoppte Seligsprechungsverfahren für den 1980 ermordeten Befreiungstheologen Oscar Romero, den Erzbischof von El Salvador, wieder in Gang gesetzt hat, wird dort als erster Schritt hin zu einer größeren Anerkennung dieser in der Kirche lange massiv kritisierten Gruppe gewertet.

Geht es in Brasilien um die aktuellen Inhalte und Probleme der Kirche sind die Themen übrigens oft die gleichen wie hier an Rhein und Ruhr: Vor allem an Priestern mangelt es hier wie dort, um die zwar schrumpfende, aber noch immer große Zahl von Gläubigen regelmäßig mit Heiligen Messen zu versorgen. Dieses Problem zu lösen ist nicht trivial – entweder die Kirche macht den Priesterberuf attraktiver (und da ist das Thema Zölibat nur eines von vielen), oder man trennt sich von der Idee, dass Brot und Wein nur von einem geweihten Priester in das Allerheiligste der Katholiken gewandelt werden dürfen. Bislang lässt die Amtskirche bei beidem nicht locker, sondern nimmt – in Brasilien wie hier im Ruhrbistum (wenn auch in anderen Maßstäben) in Kauf, dass es eben nicht jeden Sonntag die Möglichkeit zur Eucharistie gibt. Sie sehen, wenn „katholisch“ so viel wie „allumfassend“ oder auch „weltumspannend“ heißt, gilt dies nicht nur für die Lehre, sondern auch für die Probleme der Weltkirche.

Und noch ein Wort zu Brasilien: Dass der neue Papst zwar aus Lateinamerika kommt, aber eben nicht aus Brasilien, sondern vom sportlichen wie wirtschaftlichen Erzrivalen Argentinien, nimmt man im katholischsten Land der Welt relativ gelassen: „Der Papst mag Argentinier sein“, sagen die Brasilianer jetzt gerne – „aber Gott ist Brasilianer“.

Deutschland und die Bischofskonferenz

Schauen wir nun einmal genauer auf die Situation der Katholiken in Deutschland. Deren Zahl geht, obwohl die katholische Kirche weltweit wächst, seit Jahren zurück. Bundesweit ist nur noch ein knappes Drittel der Menschen katholisch, ein zweites Drittel evangelisch

– und die derzeit einzig wachsende Gruppe besteht aus Atheisten und anderen Nicht-Christen. In der Öffentlichkeit gelten dabei immer die Kirchenaustritte als eine Art Gradmesser für den Zustand der Kirchen. Und natürlich haben etwa nach dem immensen Vertrauensverlust durch den Missbrauchsskandal besonders viele Menschen der katholischen Kirche auch offiziell den Rücken gekehrt. Statistisch leiden die Kirchen jedoch gerade an Rhein und Ruhr viel mehr unter dem demografischen Wandel. Um es mit Nikolaus Schneider, dem Altpräses der Evangelischen Kirche im Rheinland, zu sagen: „Die Kinder, die nicht geboren werden, können wir auch nicht taufen.“

Doch egal aus welchen Gründen die katholische Kirche Mitglieder verliert: Seit Jahren befindet sie sich landauf landab in einem Rückzugsgefecht – besonders früh und besonders dramatisch hat diese Entwicklung hier im Ruhrbistum eingesetzt. Nach dem Krieg hat das erst 1958 gegründete Bistum durch ein massives Kirchbauprojekt versucht, das katholische Revier abzustecken. Doch als mit dem Strukturwandel, und einer gestiegenen Arbeitslosigkeit auch sinkende Kirchensteuereinnahmen einhergingen, musste das Ruhrbistum mit den bislang bundesweit massivsten Einschnitten auf die Entwicklung hin zu einer kleiner werdenden Kirche reagieren. Sie werden sich sicher noch erinnern: Seit 2005 wurden etwa 100 Kirchen aufgegeben und in der Kirchenverwaltung rund 1000 Stellen abgebaut.

Mittlerweile sind Großpfarreien, Seelsorgegemeinschaften, Pfarrverbände oder wie sie auch heißen mögen, praktisch bundesweit ins Leben der katholischen Christen eingedrungen. Die Institution Kirche gibt sich eine neue Struktur – und passt diese praktisch überall der Zahl der Priester an. Nur vereinzelt – und dann auch mehr unter Schmerzen als aus freien Stücken – ist man bislang dazu übergegangen auch Gemeinde- oder Pastoralreferenten, also Laien, de facto als Gemeindeleiter einzusetzen. Lieber fusioniert man so lange, bis die Zahl der Gemeinden wieder der der Priester entspricht – und nimmt dabei in Kauf, dass selbst aktive Gemeinden ihren eigenen Gottesdienst verlieren. So haben viele Katholiken durch Umstrukturierungen und Kirchenschließungen ihre geistige, aber manchmal eben auch Teile ihrer realen Heimat verloren, Traditionen brechen ab – und die ohnehin geschwächte Kirche verliert oft noch weitere Mitglieder.

Das ist eine bittere Realität, so lange die Zahl der Katholiken hierzulande jedoch nicht wieder deutlich zunimmt, gibt es zum Grundsatz des Kleinerwerdens keine Alternative. Nur das Wie ließe sich gestalten. Doch nach wie vor nehme ich in vielen Gemeinden, aber auch bei vielen Priestern ein großes Beharrungsvermögen war, das verhindert, dass sich in den neuen Strukturen neue, kreative Kräfte ausbreiten und zum Beispiel neue Gottesdienstformen, neue Formen des sozialen Engagements oder der ökumenischen Zusammenarbeit ausprobiert werden.

Schauen wir an die Spitze der katholischen Kirche in Deutschland, so wird diese wie überall auf der Welt durch Bischöfe geleitet. Hier in Duisburg grenzen gleich vier Bistümer aneinander: Essen (mit dem „Ruhrbischof“ Franz-Josef Overbeck), Münster (in

den linksrheinischen Stadtteilen Duisburgs und am linken Niederrhein, geleitet von Felix Genn), Aachen (südlich-westlich der Stadtgrenze, mit Bischof Heinrich Mussinghoff) und Köln (südlich der Stadtgrenze, noch geführt von Kardinal Joachim Meisner). Derzeit gibt es in den 27 deutschen Diözesen 65 Orts- und Weihbischöfe. Sie alle bilden die Deutsche Bischofskonferenz, die sich zweimal im Jahr zu Vollversammlungen und dazwischen zu zahlreichen Sitzungen ihrer Kommissionen und Unterkommissionen trifft. Zudem werden halbwegs wichtige Entscheidungen im monatlich tagenden „Ständigen Rat“ der 27 Ortsbischöfe gefällt. Das klingt nach einer vielleicht etwas bürokratischen aber doch insgesamt Schlagkraft ermöglichenden Struktur – doch bislang bleibt die Bischofskonferenz aus meiner Sicht deutlich hinter ihren Möglichkeiten zurück.

Fragen Sie sich doch einmal selbst, wann sie zuletzt etwas wirklich Substanzielles aus diesen Bischofsrunden gehört haben... Nein, ich will nicht ungerecht sein oder gar zynisch wirken: Am Ende jeder Vollversammlung wird uns Journalisten ein mehrseitiger Ergebnisbericht präsentiert, in dem sich dann in der Regel auch immer etwas Berichtenswertes für unsere Leser findet: Im Frühjahr etwa haben die Bischöfe beschlossen, in ihren Bistümern Frauen in Spitzenpositionen besser fördern zu wollen, im kommenden Advent geben sie ein neues Gesangbuch heraus – und auch der derzeit bundesweit laufende Dialogprozess in der deutschen katholischen Kirche folgt einem Beschluss der Bischofskonferenz. Doch wirklich großes, gesellschaftlich relevantes hört man selten aus der Zentrale in Bonn. Während Bischofskonferenzen in anderen Ländern gesellschaftspolitische Schwergewichte sind, beschäftigen sich die katholischen Oberhirten hierzulande in letzter Zeit vor allem mit der eigenen Institution. Das liegt natürlich auch daran, dass es spätestens seit dem Missbrauchsskandal in den eigenen Reihen einiges aufzuarbeiten gab. Dennoch könnte die Deutsche Bischofskonferenz ein deutlich gewichtigeres Gremium sein, wenn die Bischöfe nur stärker zusammenhalten würden. Doch statt eines abgestimmten, konzertierten Vorgehens hören wir Journalisten auf den Fluren der – nichtöffentlich tagenden – Vollversammlung häufiger von selbstdarstellerischen Monologen, Streitigkeiten und anderen wenig produktiven Konferenz-Mechanismen. Strukturell kann ich das nachvollziehen – versuchen Sie mal 27 kleine Könige zur Zusammenarbeit zu bewegen – zumal die Bischöfe letztlich jeder für sich in Rom ihr Vorgehen verantworten müssen.

Dennoch wäre ein konzertierteres Vorgehen der Bischöfe aus meiner Sicht die einzige Alternative für die katholische Kirche mehr Einfluss in der römischen Kurie, aber auch ein größeres Gewicht in der deutschen Gesellschaft zu erreichen. Zumal die Angriffe auf die Kirchen ja nicht weniger werden: In der Politik werden die Rufe lauter, dass die Kirchen auf Privilegien verzichten und die Länder die seit Jahrzehnten gezahlten Staatsleistungen stoppen sollten. Zudem fehlt in der Gesellschaft zunehmend das Verständnis dafür, dass es etwa katholische Krankenhäuser oder Kindergärten gibt – und die katholischen Grundschulen kommen früher oder später sicher auch wieder auf die politische Tagesordnung. Hier ist die katholische Kirche gut beraten, den besonderen Wert ihres Engagements in der Gesellschaft deutlich zu machen.

Zwar hat sich die Kollegialität in der Bischofskonferenz in der Amtszeit ihres im kommenden Frühjahr scheidenden Vorsitzenden Robert Zollitsch verbessert. Dennoch scheitern immer wieder einige Oberhirten aus der Reihe: Als Zollitsch unlängst ankündigte, sich für die Möglichkeit eines speziellen Diakonen-Amtes für Frauen einzusetzen, hatte der neue Regensburger Bischof Voderholzer nichts Besseres zu tun als gleich danach verbreiten zu lassen, dass er dieser Idee keinerlei Chance gibt. Zugegeben die Frage der Diakoninnen ist in der Kirche ein vermintes Terrain. Das Zentralkomitee der Katholiken – allen voran die in der KFD zusammengeschlossenen Frauen – fordern schon länger, zumindest das Diakonen-Amt, die erste der drei Weihestufen auf dem Weg zum Bischof, auch für Frauen zu öffnen. Das geht selbst den Befürwortern in der Bischofskonferenz zu weit. Zollitsch plädiert für ein eigenständiges Amt für Frauen, das klar vom Priesteramt abgegrenzt ist. Doch selbst da fällt dem erst vor Kurzem zum Bischof ernannten Voderholzer nichts Besseres ein, als Zollitsch in die Parade zu fahren.

Ähnlich erging es dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz vor einigen Jahren bei seinem ersten Vorstoß für die wiederverheirateten Geschiedenen. Sie wissen wahrscheinlich, dass katholische Ehepartner, die sich scheiden lassen und wieder heiraten, von den Sakramenten – vor allem der Kommunion – ausgeschlossen sind. Mit der weiter wachsenden Zahl geschiedener Ehepartner wird diese Praxis für die katholische Kirche zu einem immer drängenderen Problem. Seit Jahren geht Zollitsch deshalb mit seiner Initiative hausieren, für diese Personengruppe die Situation in der Kirche zu verbessern. Doch anstatt dieses Ansinnen zunächst einmal allein aus seelsorgerischer Sicht grundsätzlich zu begrüßen – und dann über Details zu streiten – werteten Bischofs-Kollegen (etwa Kölns Kardinal Meisner) Zollitschs Vorstoß gleich als Angriff auf die katholische Unauflöslichkeit der Ehe.

Letztlich ist die Uneinigkeit in der Bischofskonferenz ein Abbild der katholischen Gesellschaft in Deutschland insgesamt. Hier linke, progressive Kräfte, die ihre Kirche etwa in Sachen Zölibat, Frauenpriestertum oder hinsichtlich einer liberaleren Sexualmoral verändern wollen – dieser Flügel ist in der Bischofskonferenz kaum vertreten. Die Bischöfe teilen sich vor allem auf den katholischen Mainstream und den rechten, konservativen Rand auf.

Diese Pluralität wäre gar nicht schlimm. Schaut man auf die weltweite katholische Kirche, ist das Bild noch viel bunter. Probleme entstehen erst dann, wenn eine Gruppe der anderen vorwirft, nicht mehr richtig dazuzugehören, konkret: Nicht mehr richtig katholisch zu sein. Die katholische Kirche mit ihrem lehramtlichen Wahrheitsanspruch bietet dazu reichlich Angriffsfläche – und diese nutzen gerade konservative Kreise gnadenlos aus. Verfolgen Sie, wenn es Sie interessiert, einmal im Internet den Shitstorm, der über ganz normale Bischöfe losbricht, wenn diese etwa einen Hauch von Verständnis für die Situation homosexueller Lebenspartnerschaften zeigen oder eben – wie Zollitsch mit seinen weiblichen Diakoninnen – an anderer Stelle neue Akzente in der katholischen Kirche setzen. Anstelle eines womöglich von christlicher Nächstenliebe geprägten

Umgangs miteinander sind eher Praktiken aus der Welt des Cybermobbing gang und gäbe.

Eine geschlossene Linie der Bischofskonferenz im Umgang mit diesen Scharfmachern, eine klare Absage an Hetze und Denunziantentum und ein gemeinsamer Appell für eine gelassene, tolerante Sichtweise würde die Situation schnell entspannen. Doch dafür bekommt Zollitsch immer noch nicht alle Bischöfe hinter sich. Zwar scheint der direkte Draht nach Rom, den mancher Bischof unter Papst Benedikt für derartige Denunziationen genutzt hat, unter Franziskus nicht mehr so offen. Dafür nutzen einige Zeitgenossen weiterhin besonders konservative Kirchenzeitungen oder Internet-Portale, um sich mit eigenen Stellungnahmen zu positionieren. Unterm Strich führt eine solche Polarisierung die Gläubigen nicht weiter zusammen, sondern wirkt spalterisch.

Als Versuch, das „wahre katholische“ zu betonen darf auch der „Eucharistische Kongress“ gewertet werden, der übernächste Woche in Köln stattfindet. Es scheint ganz so, als wolle Kardinal Meisner damit vor seinem für Weihnachten angekündigten Rücktritt so etwas wie sein Meisterstück abliefern – sich vielleicht sogar eine Art Denkmal setzen. Was man sich unter einem „Eucharistischen Kongress“ vorstellen soll, war bis vor Kurzem selbst guten Katholiken nicht klar – außer dass wohl das ziemlich sperrige Thema „Eucharistie“ diskutiert werden soll, also nach katholischem Verständnis Leib und Blut Jesu Christi in der Gestalt des gewandelten Brotes und Weins. Damit haben viele Katholiken schon in der Sonntagsmesse ihre Probleme. Also war es wenig verwunderlich, dass sich die Anmeldezahlen nur zögerlich entwickelten – um es vorsichtig zu sagen. Trotzdem wurde im großen Stil geplant, wurden die größten Kirchen, Veranstaltungshallen und ein Stadion reserviert. Der Kongress solle „katholischer werden als der Katholikentag“ verlautete unlängst aus Köln. Damit war gewissermaßen die Katze aus dem Sack – schließlich meidet Kardinal Meisner die ihm viel zu liberalen Katholikentage wie der Teufel das Weihwasser... Vom komplizierten Wort Eucharistie ist in der offiziellen Sprachregelung übrigens nur noch selten die Rede. Lieber versucht man die Gläubigen nun mit Vokabeln wie „Glaubensfest“ oder „eine Atmosphäre wie beim Weltjugendtag“ zur Teilnahme zu motivieren. Trotzdem liegt die Zahl der Dauerteilnehmer mit 15.000 derzeit erst bei rund einem Viertel der letzten Katholikentage – und der ursprünglich auch für den Eucharistischen Kongress anvisierten 60.000. Nicht, dass Sie mich missverstehen: Ich habe nichts dagegen, dass sich die Diskussion in der katholischen Kirche einmal tatsächlich um das Allerheiligste dreht und nicht um Randbereiche wie Sitte und Moral. Trotzdem hilft es nichts, wenn man den Gläubigen eine solche Debatte von oben herab aufdrückt. Das mag in früheren Zeiten funktioniert haben – in einer freien, offenen Gesellschaft bleiben die Leute – siehe Köln – einfach zuhause.

Doch wo Machtspiele rationale Entscheidungen überlagern, darf man sich über derartige Fehlentwicklungen nicht wundern. Und leider ist die katholische Kirche mit ihrem hierarchischen System für derartige Machtspiele besonders anfällig. Ein wenig Hoffnung macht da, dass als Konsequenz aus dem Missbrauchsskandal zumindest in Teilen der

Kirche die Machtfrage derzeit noch einmal neu diskutiert wird. Erst gestern hat auch Papst Franziskus Machtkämpfe in der Kirche verurteilt und betont: „Die wahre Macht ist der Dienst“.

Zudem wird es beim Personal in der Bischofskonferenz in den kommenden Monaten an entscheidenden Funktionen Veränderungen geben. Nimmt der Papst den für Weihnachten angekündigten Rücktritt Meisners an, wird wohl weder er noch sein Nachfolger als Erzbischof von Köln an der Wahl des neuen Vorsitzenden der Bischofskonferenz teilnehmen, wenn Erzbischof Zollitsch dort im Frühjahr nach sechs Jahren abtritt. Als Nachfolger sind derzeit vor allem der Münchener Kardinal Marx und der Berliner Kardinal Woelki im Gespräch. Gelegentlich hört man auch den Namen des Ruhrbischofs Overbeck – doch das dürfte eher ein Reflex auf seine wichtige Position in der Bischofskonferenz sein. Aktuell ist der Ruhrbischof mit gleich drei Ämtern wohl viel zu ausgelastet, um auch noch die deutsche Bischofskonferenz zu führen.

Das Ruhrbistum und Bischof Overbeck

Werfen wir nun einen Blick auf die Lage im Bistum Essen, auf die Situation der Kirche hier an Rhein und Ruhr: Deren Chef Franz-Josef Overbeck ist im Moment tatsächlich gut ausgelastet. Schließlich ist er nicht nur Ruhr-, sondern auch Militärbischof – und darüber hinaus zuständig für das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat. Doch unabhängig davon hatte mancher bei seinem Amtsantritt in Essen vor dreieinhalb Jahren ohnehin erwartet, dass ein so junger und intelligenter Bischof ein derart kleines und vermeintlich unbedeutendes Bistum wie Essen allenfalls als Durchgangsstation nutzen werde. Diese Kritiker straft der 48-Jährige gebürtige Marler bislang Lügen. Zwar ist natürlich nicht ausgemacht, ob Overbeck vom Papst nicht doch schon bald zum Bischof einer anderen Diözese berufen wird. Aber mangelndes Engagement an der Ruhr wird man ihm dann nicht vorwerfen können.

Aktuell treibt Overbeck in seinem Bistum vor allem den Dialogprozess voran. Wie vorhin schon kurz erwähnt, hat die Bischofskonferenz als Reaktion auf die tiefe Verunsicherung nach dem Aufdecken des Missbrauchsskandals Gesprächsforen auf Bundes-, Bistums- und sogar auf Pfarreiebene angeregt, bei denen alles zur Sprache kommen soll, was die Katholiken auf dem Herzen haben – wenngleich von vornherein klar war, dass die wirklich strittigen Themen wie Frauenpriestertum oder der Pflichtzölibat ohnehin nur in Rom verändert werden können. Trotzdem wird seitdem in der deutschen katholischen Kirche diskutiert wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Kein Bistum betreibt diesen Dialogprozess aber wohl so intensiv wie das Ruhrbistum. Fachgespräche in der Mülheimer Akademie Wolfsburg, Debatten in den verschiedenen geistlichen Berufsgruppen – aber vor allem die Diskussionsforen mit jeweils rund 200 bis 300 Vertretern verschiedener Gruppen aus dem Bistum haben zumindest unter den interessierten, aktiven Katholiken das Klima tatsächlich ein Stück weit verändert. Und Overbeck hat mehrfach deutlich gemacht, dass es ihm genau darum geht: Um ein offeneres Gesprächs- und Diskussionsklima in seinem Bistum. Dennoch hängt natürlich

noch vieles von dem ab, was das Bistum am 13. Juli als Ergebnisse dieses Dialogprozesses vorlegt – und wie es danach weitergeht.

Doch schon jetzt hat sich nicht nur das Klima in manchen Bereichen des Ruhrbistums verändert, sondern auch sein Bischof: Am Anfang hatte Overbeck zunächst viele Gläubige abgeschreckt, die gerade hier im Ruhrgebiet lieber das klare Wort als intellektuelle Verschwurbelungen mögen. Zudem stand er öffentlich in der Kritik als er sich wenige Monate nach seinem Amtsantritt in der TV-Talkshow „Anne Will“ zu umstrittenen Äußerungen über Homosexualität provozieren ließ. Seitdem hat Overbeck ein Stück weit dazugelernt: Im Umgang mit den Medien ist er professioneller und im Umgang mit den Gläubigen direkter geworden. Wo er auftritt, sucht er den persönlichen Kontakt zu den Menschen – und selbst seine Predigten werden zunehmend auch für Normalsterbliche verständlich: Jetzt zu Pfingsten etwa hat er sich mit deutlichen Worten zu aktuellen Wirtschaftsthemen geäußert – da sieht er sich eben als Ruhrbischof, ganz klar in der Nachfolge von Kardinal Hengsbach.

Schaut man auf Overbecks Positionen und Werte sowie darauf, wie oft er auf die jahrhundertealte Tradition der katholischen Kirche verweist, tut man ihm mit dem Etikett konservativ keineswegs unrecht. Schaut man jedoch auf die Strukturen, so wird deutlich, dass Overbeck wie kaum ein deutscher Bischof an einer modernen Kirche arbeitet. So ist er in der Bischofskonferenz nicht nur einer der Fürsprecher für eine aktive Förderung von Frauen in den Spitzenpositionen der Kirchenverwaltung. Vielmehr hat er eben diese Kirchenverwaltung gerade auch so umgebaut, dass nicht mehr der Bischof oder sein Generalvikar alleine entscheidet, sondern viele Themen in einem Kollektiv aus Haupt- und Stabsabteilungsleitern beraten und dort dann auch entschieden werden.

Und dann überraschte Overbeck auf dem jüngsten Dialogforum mit deutlichen Worten zum Thema Liturgie, mit einem Plädoyer für die Wertschätzung alternativer Gottesdienstformen, anstatt immer alles auf die Heilige Messe zu fixieren – und er regte eine Diskussion über neue Gottesdiensträume an. Das waren in den Ohren vieler Teilnehmer ganz neue Töne, gerade nach der Welle von Kirchenschließungen. Konkretes ist dabei noch nicht herausgekommen – und bei der Frage der Gottesdienstformen haben der Bischof und sein Generalvikar schlicht ausgeklammert, dass für einen ordentlichen Katholiken Beten allein – etwa in Andachten oder Wortgottesdiensten – nicht genügt, sondern dass er auch möglichst an jedem Sonntag zur Messe gehen möchte. Und wie das im Jahr 2030 gelingen soll, wenn es nur noch etwa so viele Priester wie derzeit Großpfarreien im Ruhrbistum gibt – nämlich gut 40 – ist wohl auch der Bistumsleitung noch nicht klar.

Klar ist jedoch, dass sich die katholische Kirche an Rhein und Ruhr weiter verkleinern wird – und die spannende Frage wird sein, ob dies weiter vor allem durch Fusionen und Schließungen geschieht – oder ob die Katholiken im Ruhrbistum noch einmal ein ganz neues Bild von Kirche entwickeln. Damit hätten sie dann zweifelsohne das Potenzial,

nach der beispiellosen Welle der Kirchenschließungen einmal mit einem positiven Entwurf ein bundesweites Modell zu liefern.

Damit möchte ich zum Schluss meines Vortrags kommen und versuchen, meine Ausführungen noch einmal in fünf Thesen zusammenzufassen:

- Rom ist weit weg. Vom neuen Papst sollten die Katholiken an der Basis nicht all zu viel erwarten – schon gar keine schnellen und durchgreifenden Reformen. Erst muss sich zeigen, ob sich Franziskus tatsächlich gegen die Beharrungskräfte in der Kurie und in der Weltkirche durchsetzen kann. Ein positiver Rückenwind aus Rom sollte jedoch auch im Ruhrgebiet das Leben der Katholiken ein wenig leichter machen.
- Die deutschen Katholiken werden noch den ein oder anderen Abbruch wagen müssen – und das ist durchaus wörtlich gemeint. Die Kirche wird noch kleiner werden und sich deshalb von bislang lieb gewonnenen Dingen verabschieden müssen. Wichtig ist, dass sie dabei ihr Kerngeschäft im Blick behält: Die Verkündigung der Botschaft Jesu
- Zu diesem Kerngeschäft der Kirche gehören jedoch nicht nur Gebet und Gottesdienst. Den Dienst am Nächsten und ihr Engagement in der Gesellschaft mit Blick auf eine gerechtere Welt darf die Kirche auch dann nicht aus dem Blick verlieren, wenn sie schrumpft. Wichtig ist ein klares Profil: Was unterscheidet ein katholisches Krankenhaus von einem städtischen? Was einen katholischen Kindergarten von dem einer Elterninitiative?
- Wenn die Pfarreien durch Fusionen immer größer werden, werden kleine Gemeinden wichtiger. Schon angesichts des Priestermangels wird die Kirche in Deutschland in Zukunft zwangsläufig von kleineren Einheiten abhängig sein, in denen katholische Laien ihr Gemeindeleben selbst organisieren ohne auf die Erlaubnis eines Pfarrers zu warten. „Basismgemeinden“ heißen solche Gruppen in Lateinamerika, die durchaus ein Vorbild für Deutschland werden könnten. Die Voraussetzung dafür ist jedoch meine letzte These:
- Zur Kirche gehört jeder Gläubige. Jede Katholikin und jeder Katholik muss sich deshalb fragen, warum er Mitglied dieser Kirche ist und was er von ihr erwartet. Geht es nicht nur um das nette Beisammensein in der Kolpingrunde oder bei der Chorprobe, sondern um ein Leben in der Nachfolge Jesu, darf die Gläubigen eigentlich auch eine Kirchenschließung oder Gemeindefusion nicht schrecken. Schließlich hat Jesus gesagt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind, da bin ich mitten unter ihnen“ – und nicht erst ab einer Million.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit